

selbst oft an die angeblich schon allseits verwirklichte weibliche Emanzipation. Selbstunternehmertum, Selbstbehauptung und individuelles Durchsetzungsvermögen zählen wohl eher zu den Schwachstellen von DDR-Identität. Insofern ist es nicht leicht zu sagen, wie zäh die Widerständigkeit ostdeutscher Frauen auf längere Sicht wirklich ist und welche Chancen Frauen haben, diese Widerständigkeit als Potential in eine neue Identität zu integrieren. Eigene Untersuchungen belegen allerdings, daß die Fähigkeit der Frauen zu subjektiven Integrationsleistungen ganz beträchtlich sind und sie – wenn sie die Gelegenheit bekommen, diese Fähigkeiten unter Beweis zu stellen, und das sind ja mittlerweile bedauerlicherweise nicht mehr sehr viele – enorme Lern- und Qualifizierungsbereitschaft an den Tag legen. Sie scheinen in der alltäglichen Vereinbarung von Beruf und Familie zu Zeiten der DDR subjektive Kompetenzen ausgebildet zu haben, die ihnen in der Berufsarbeit heute zugute kommen bzw. zugute kommen könnten. Mehr noch, das „subjektive Wandelmanagement“, das Frauen zu beherrschen scheinen, und ihr damit verbundenes Vermögen, verschiedene, durchaus widersprüchliche Identitätsanforderungen integrieren zu können, beinhalten anscheinend auch, daß sie Strategien im privaten Bereich den Umständen entsprechend „flexibilisieren“ und „modernisieren.“ Wenn, wie erwähnt, die DDR-Gleichberechtigungspolitik einerseits Männer weniger als Frauen verändert hatte, so gilt andererseits doch, daß ostdeutschen Männern bis heute die Berufsarbeit ihrer Lebenspartnerin viel selbstverständlicher ist, als sich das von westdeutschen Männern sagen läßt. Auch das ist ein wichtiger Background für ostdeutsche Widerständigkeit und hat nicht selten zu bedeuten, daß ostdeutsche Männer angesichts veränderter Bedingungen und der Not gehorchend heute oft einen wesentlichen Part im Familienalltag übernehmen.

Was bleiben wird, muß sich nun allerdings erst noch zeigen. Schon jetzt ist aber sicher, daß das weniger eine Frage individueller Strategien und Beweglichkeit ist und mehr eine Frage gesellschaftlicher Rahmenbedingungen. Ich danke für Ihre Aufmerksamkeit. (Beifall)

Vorsitzender Siegfried Vergin: Herzlichen Dank, Frau Prof. Nickel, für Ihren Vortrag, aber auch für Ihre Bemerkung, daß wir hier ein sehr überzogener Männerverein sind, was sicher Anlaß ist, über einige Fragen noch einmal nachzudenken. Herr Doktor Wolle, zum gleichen Thema.

Dr. Stefan Wolle: Ja, zum gleichen Thema, aber auf einem ganz anderen Wege. Ich habe mich für den induktiven Weg entschlossen, den vom Besonderen zum Allgemeinen gehenden exemplarischen Weg, und nenne meinen Vortrag „Die Ostschrippe als Symbol und Paradigma der verlorenen DDR-Identität.“ Sechs Jahre nach der Wende werben die Bäckerläden in der ehemaligen DDR mit großen Aufschriften: „Hier gibt es sie, die Ostschrippe.“ Übrigens, neuerdings gibt es auch die Brandenburger Schrippe bei uns, das nur am Rande. Tatsächlich finden sich dann auch in den Warenregalen konsequenterweise zwei Körbchen, eins mit Ostschrippen und eins mit Westschrippen. Die Westschrippe sieht größer aus, ist wohlschmeckender, doch sie ist künstlich aufge-

blasen, sie zerbröseln zwischen den Fingern und schmeckt fade. Die Ostschrippe dagegen ist klein und fest, scharf durchgebacken und knusprig, eine solide Bäckerschrippe, die nichts sein will als Schrippe, irgendwie ist sie ehrlicher und anständiger als ihre Brüder und Schwestern aus dem Westen, wo der schöne Schein bekanntlich alles ist. (Beifall) Ich habe mich übrigens erkundigt, hier in Magdeburg gibt es die Ostschrippe auch, aber ob es eine anhaltinische Schrippe gibt, weiß ich noch nicht.

Nach der Wende überschlugen sich die Bäcker, um die Wünsche ihrer Kundschaft nach bundesdeutschen Brötchen oder gar welschen Baguettes oder Croissants zu befriedigen. Doch das ging schnell vorüber, bald schon kam die Sehnsucht nach der guten alten DDR-Schrippe. Doch auch die Ostschrippe ist streng genommen eine typisch westliche Mogelpackung. Die wirkliche Ostschrippe ist tot und wird niemals wieder auferstehen. Sie ist in das Reich der Legende eingegangen, wie der Trabbi, die klebrige Club-Cola oder die nach feuchten Lumpen stinkende filterlose Karo. Die Ostschrippe wurde zum identitätsstiftenden Mythos, so wie das angeblich so hervorragende Sozialsystem der DDR und die oft gepriesene Mitmenschlichkeit, vielleicht auch die Gleichberechtigung der Frau.

Zunächst sind einige historische Anmerkungen, auch technikgeschichtliche Anmerkungen, vonnöten, die nach Lage der Dinge nur Richtigstellungen sein können. Die echte DDR-Schrippe wurde in vorsintflutlichen Bäckeröfen gebacken, in der Regel war die Technik noch aus der Vorkriegszeit im privaten Bereich. Die Hefe war oft überaltert und an heißen Tagen voller Maden, wie ich mir habe sagen lassen bei meinen Feldforschungen bei Bäckermeistern. Das Mehl war katastrophal schlecht, und gutes Weizenmehl aus der Sowjetunion oder Kanada gab es nur beschränkt und nicht für den privaten Bäcker. Unter diesen Umständen war es eine regelrechte Kunst, gute Backwaren herzustellen. Dies gelang nur dem richtigen Bäcker, der sein Handwerk von der Pike auf gelernt hatte. In den Kaufhallen des sozialistischen Handels gab es die schwammigen bleichsüchtigen Schrippen-Kretins aus den Großbäckereien. Sie lagen dort in verglasten Kästen mit einer seitlich an einem silbernen Kettchen befestigten Leichtmetallzange, mit der sich der Kunde bedienen konnte, solange der Vorrat reichte. Diese Industrieschrippen kosteten ebenso fünf Pfennig wie die echte Bäckerschrippe, und das war eben das Problem. Letztere, also die Bäckerschrippe, wurde weit unter dem Selbstkostenpreis verkauft und von den Bäckern deswegen nur sehr unwillig hergestellt. Kuchen und Torten brachten Gewinn, Brot und Schrippen wurden nur im Rahmen der Planaufgaben produziert und mußten zum staatlich festgelegten Preis von eben fünf Pfennig verkauft werden. Bäckerbrot und Schrippen waren also stets knapp. Bereits vor Ladenöffnung bildeten sich vor den Bäckerläden lange Schlangen. Am Wochenende nahmen diese Schlangen oft gigantische Dimensionen an. Man konnte gut und gerne eine Stunde Wartezeit einplanen. Eingekauft wurde wegen des gesetzlich verordneten Preises dann aber großzügig, 100 Schrippen für fünf Mark, das war schon etwas. Damit kam die Familie übers Wochenende, das wurde dann meistens in solche Netze – das gibt es

auch nicht mehr – und in diese Plastbeutel eingefüllt, die man über den Ladentisch reichte, also nicht diese Plastetüten, die es jetzt gibt. 100 Schrippen für fünf Mark, damit kam man übers Wochenende – und wenn ein oder zwei Dutzend der Schrippen hart geworden waren und montags in den Müll wanderten, war das auch egal. Die Gerüchte wollten nicht verstummen, daß die Leute ihre Hühner, Karnickel und Schweine mit den staatlich subventionierten Backwaren fütterten.

Der Mangel führte zu zwar verständlichen, aber doch eigenmächtigen und streng genommen ungesetzlichen Rationierungen durch die Verkäufer. In den Randgebieten von Berlin wurden an den Sommerwochenenden Einheimische bevorzugt. Sie hatten das Privileg, außerhalb der Reihe bedient zu werden. Teilweise gab es sogar getrennte Schlangen, eine Schlange für die Wochenendler, die lange Schlange, die kurze Schlange für die Einheimischen. Meckern aus den Reihen der Laubenpieper wurde bedeutet, die Schrippen, Brote und Kuchenrationen für Vorzugskunden seien bestellte Ware. Wenn die Meckerer stur blieben und darauf beharrten, für das nächste Wochenende auch bestellen zu wollen, drohte dann die Situation zu explodieren. Mit Beschwerden und Eingaben wurde gedroht. Der allgemeine Unwille der Einheimischen gegen die Wochenendgäste aus dem versorgungsmäßig bevorzugten Berlin machte sich Luft, sie würden alles wegkaufen und durch unerlaubtes Rasensprengen den Wasserdruck so weit sinken lassen, daß am Sonntag die Klospülung nicht mehr funktionierte.

Doch spätestens nach einer Stunde war die Walstatt verwaist, in den Regalen der Bäckerei herrschte gähnende Leere, die Verkäufer nutzten die Zeit bis zum gesetzlichen Ladenschluß, die letzten Krümel aus den Regalen zu wischen. Die aufgeregten Kunden hatten sich verflüchtigt und verzehrten auf ihren Datschen die subventionierten Schrippen.

Die Fünf-Pfennig-Schrippe ist ein gutes Beispiel für die Funktionsweise der sozialistischen Wirtschaft. Am Anfang der Ursachenkette für die allgemeine und allgegenwärtige Ineffizienz stand der mangelnde Anreiz zu Innovation und Leistungssteigerung aufgrund der staatlichen Einheitslöhne und Preise. Die veraltete Produktionstechnik zwang die Betriebe, ihre Waren unter dem Preis zu verkaufen. Dies führte zu einer Diskrepanz zwischen Angebot und Nachfrage. Der Mangel an Waren und Dienstleistungen aller Art führte zu Wartezeiten, schlechten Produkten, unzureichendem Service. Um dies zu beheben, setzte eine Bürokratisierung der Verteilung ein. Dies führte zu Beziehungswirtschaft und Zurückdrängung der Ware-Geld-Beziehungen zugunsten einer Art Tauschwirtschaft. Das verringerte wiederum die Bereitschaft zur Innovation und Leistungssteigerung weiter. Damit war der Teufelskreis geschlossen.

Dies alles, wozu noch sehr viel zu sagen wäre, hatte aber auch eine ganze Reihe von mentalen Rückwirkungen, mit denen wir uns heute auseinanderzusetzen haben. Die Mangelgesellschaft der DDR schuf eine Art sozialer Gleich-

heit, die in den Warteschlangen ihren symbolischen Ausdruck fand. Vor den meist mürrischen und übel gelaunten Verkäufern, Kellnern, Handwerkern usw. waren sozusagen alle gleich. Selbst mit Geld konnte man hier nicht alles erreichen. Handwerkern beispielsweise hatte man nicht nur eine Rundumversorgung zu bieten – das begann also mit Frühstück, Bier, Kaffee, Zigaretten, die Hausfrau hatte ein Mittagessen zu kochen, sondern auch eine seelische Betreuung hatte hier stattzufinden. Hier den feinen Pinkel hervorzukehren, konnte ausgesprochen unangenehm werden. Man hatte auch ständig Handlangerdienste zu leisten und mußte sich von den Handwerkern noch gegebenenfalls dumm kommen lassen, zumindest sich die Welt erklären lassen von ihnen und über ihre dummen Witze mitlachen.

Es gab in der DDR so etwas – ich möchte das soziologisch verallgemeinern – wie die heimliche Macht der Verwalter des Mangels. Der marxistischen Theorie zufolge herrschte die Arbeiterklasse im Bündnis mit den Genossenschaftsbauern und den anderen werktätigen Klassen und Schichten. Laut Artikel 1 der Verfassung lag die führende Rolle bei der Partei, und nach Auffassung vieler Kritiker des Systems herrschte eine Clique von Politbürokraten.

Wie dem auch immer sei, im Alltag dominierte eben jene soziale Gruppe, die in der soziologischen Theorie überhaupt nicht vorkam und wohl bis heute auch nicht vorkommt, man könnte sie nennen die heimlichen Verwalter des Mangels. Zu ihr konnte jeder gehören, der über irgend eine knappe Ware oder Dienstleistung verfügte, vornehmlich also Handwerker, Kellner, Verkäufer und andere mehr. Die ökonomische Basis ihrer Macht beruhte auf einem einfachen Grundprinzip. Angesichts eines Überangebots an Waren und Dienstleistungen ist der Kunde König, in der Situation eines permanenten Unterangebots dagegen ist der Verwalter des Mangels König. Die gastronomischen Einrichtungen der DDR beispielsweise wurden von sogenannten Gaststättenkollektiven beherrscht, das heißt von Kellnerinnen, Serviererinnen usw.. Dieser Zustand führte dann auch zu seltsamen Bräuchen, die mit der deutschen Einheit verschwunden sind. Im Eingangsbereich der Gaststätte hing in der Regel ein Schild mit dem Hinweis: „Sie werden plaziert.“ Der Gast hatte vor diesem Schild innezuhalten und zu warten, bis ein Kellner kam, der ihm einen Platz zuwies. Dieses Ritual war auch einzuhalten, wenn ausreichend freie Plätze verfügbar waren. Es empfahl sich nicht, gegen die ausdrückliche Anweisung des Schildes großspurig in den Gastraum hineinzuschreiten und sich selbständig an den Tisch zu setzen. Es konnte geschehen, daß dergestalt unbotmäßige Gäste mit Bemerkungen wie: „Sie können wohl nicht lesen?“ oder: „Was bilden Sie sich denn ein, wer Sie sind?“ zurückgeschickt wurden. Damit nicht genug, wer auf diese Weise unangenehm aufgefallen war, sah sich erzieherischen Maßnahmen des Gaststättenkollektivs ausgesetzt und hatte extra lange zu warten. Rebellisches Aufbegehren gegen das Diktat des Kellners hatte lediglich weitere Wartezeiten und sogar das Risiko eines gänzlichen Verweises aus dem Lokal zur Folge. Wer eines der theoretisch überall vorhandenen Beschwerdebücher „Der Gast hat das Wort“ verlangte, erntete nicht selten blanken Hohn. Dies als Beispiel.

Der permanente Mangel an Waren und Dienstleistungen verstärkte in der DDR-Mentalität die ohnehin vorhandene Absperrungsneurose, wie ich das nenne. Jeder hatte Angst, daß er zu kurz kommt, daß ihm etwas weggenommen wird, daß die Plätze, Waren, Dienstleistungen nicht ausreichen würden. Der Sozialismus war sozusagen ein Betriebsfest, auf dem mehr Biermarken ausgegeben worden waren als Bier vorhanden war. Die Folge war eine Verstärkung des ohnehin vorhandenen kollektiven „Knast-Syndroms“, hervorgerufen durch die politische Situation. Die Wärter litten an einer Sicherheitspsychose und die Insassen an Hospitalismus. Der Mauer – genauer gesagt: den gigantischen Sperrenanlagen rund um West-Berlin und an der Grenze zur Bundesrepublik – entsprachen unzählig viele kleine Mauern. Dies ist nicht nur sinnbildlich zu verstehen, sondern ganz wörtlich. Die DDR war das Land der Absperrungen, und ich möchte an Beispielen belegen, was ich hier Absperrungsneurose nenne. Überall gab es amtliche, halbamtliche und private Sperrzonen, Mäuerchen, Zäunchen, Absperrgitter, Schnüre und Schilder, und obwohl die Kriminalitätsrate niedrig war im Vergleich zu heute, wurden die Zäune und Mäuerchen gern mit Stacheldraht, einbetonierten Glasscherben und gußeisernen Toren gesichert.

Vor allem im öffentlichen Bereich grassierte die Absperrwut. Dort, wo der Architekt schon allein wegen der vorgeschriebenen Fluchtwege fünf breite Flügeltüren hatte einbauen lassen, waren garantiert vier fest verriegelt. Geöffnet war einer ungeschriebenen Regel zufolge die am schwersten zugängliche Tür. Zusätzlich waren unzählige Schnüre und Kettchen gespannt, und Schilder wiesen darauf hin, was alles verboten sei. Eine DDR-typische Erscheinung war ebenfalls eine Unzahl von Türhütern jeglicher Art, permanent unfreundliche Pförtner, abweisende Betriebsschutzmitarbeiter, inkompetente, aber streng blickende Polizisten. An unzähligen Stellen wurden Dienstaussweise und andere Zertifikate verlangt, es wurden Namen und Adressen notiert, es wurde telefonisch rückgefragt.

In diesen Bereich gehört auch ein weiteres Phänomen, was ich die Negativwerbung nennen möchte. Während im allgemeinen Werbung darauf zielt, Kunden anzulocken, Produkte zu verkaufen, zielt die Negativwerbung darauf, Kunden abzuschrecken. Vor zahlreichen Gaststätten, aber auch Läden wurden durch meist handgeschriebene Schilder darauf hingewiesen, was es alles nicht gibt und wofür es sich nicht lohnt, das Geschäft oder die Gaststätte zu betreten, um den Verkäufer oder Kellner zu belästigen. Ich verallgemeinere: Es gab insgesamt eine Umkehrung des Verhältnisses von Anbietern und Kunden zuungunsten des Kunden. Dies hatte schwerwiegende und langandauernde mentalitätsgeschichtliche Folgen.

In der DDR herrschte notorischer Arbeitskräftemangel, ein weiterer Bereich von mentalitätsgeschichtlicher Bedeutung. Das gleiche ökonomische Mißverhältnis wie beim Angebot von Waren gab es auch beim Angebot von Arbeitskräften. Also: „Keine Leute, keine Leute“, das war das notorische Klagelied aller „staatlichen Leiter.“ Es existierte Vollbeschäftigung, was wohlgermerkt

natürlich nicht heißt, daß jeder den Arbeitsplatz, den er wollte, auch hatte. Doch insgesamt hatte jeder eine Arbeit, weder gab es Arbeitsämter im westlichen Sinne noch eine gesetzliche Regelung über die Arbeitslosigkeit. An vielen Betrieben hingen Tafeln mit der Überschrift „Wir suchen aus der nichtberufstätigen Bevölkerung...“, dann folgte eine Liste der freien Stellen. Es galt die Faustregel, je niedriger die Qualifikation, desto dringender wurde die Arbeitskraft begehrt. Für Wissenschaftler war es nicht immer ganz leicht, eine ihrer Ausbildung entsprechende Tätigkeit zu finden, oft mußten sie unterhalb ihrer Qualifikation beschäftigt werden. Ungelernte Arbeitskräfte wurden in den Betrieben dagegen händeringend gesucht und entsprechend behandelt. Dies führte zu merkwürdigen Disproportionen bei der Bezahlung. Produktionsarbeiter verdienten oft mehr als Mitarbeiter mit Hoch- und Fachschulabschluß. Unter diesen Zuständen litten die Leistungsmotivation und die Arbeitsdisziplin. In den Produktionsbetrieben der DDR herrschten paradiesische Sitten und Gebräuche. Selbst schwerwiegende Verstöße gegen die Arbeitsdisziplin, notorische Arbeitsbummelei und Diebstähle wurden in der Regel nur mit geringfügigen Strafen geahndet. Auch hier galt der Grundsatz: Je niedriger die Qualifikation, desto vorsichtiger mußte der Kollege behandelt werden. Ein Nickerchen während der Arbeitszeit konnte niemandem ernsthaft verübelt werden, eine halbe Stunde vor Schichtschluß bereits in Richtung Dusche zu verschwinden, gehörte zu den Selbstverständlichkeiten, zum Feierabend wollte man mindestens schon am Werktor sein. Was man zu Hause oder auf der Datsche an Werkzeug oder Material brauchte, wurde in die Tasche gesteckt und dabei gewitzelt, dies sei doch Volkseigentum, davon könne sich jeder seinen Teil nehmen. Auch der Alkoholkonsum war speziell während der Nachtschicht sehr hoch. Kein Ingenieur durfte es wagen, wegen solcher Kleinigkeiten Hilfsarbeitern zu nahe zu treten. Jederzeit konnte dieser „in den Sack hauen“, wie es hieß, und zum nächsten Betrieb gehen, wo unqualifizierte Arbeitskräfte gesucht wurden.

Eine kleine Anmerkung noch: Nur auf dieser Basis hat natürlich auch die Doppelbelastung der Frau funktioniert in Betrieb und Haushalt, denn gerade die Frauen erledigten sehr viel während der Arbeitszeit an Anstehereien, Terminen usw. – das nur am Rande.

Ich komme zum Schluß. Die Losung der sozialistischen Menschengemeinschaft war von der SED-Führung schon Anfang der siebziger Jahre aus dem Verkehr gezogen worden. Das hing mit dem Übergang von Ulbricht zu Honecker zusammen. Lediglich in der ironischen Paraphrasierung als sozialistische Wartegemeinschaft lebte sie im Sprachgebrauch weiter. Und doch erwies sich keine der Propagandathesen als lebenskräftiger, und sie blieb als mentaler Urgrund des Lebensgefühls über das Ende der DDR hinaus virulent. Niemand wird es heute mehr in der Sprache der SED-Parolen sagen wollen, von der Sache her ist ein beträchtlicher Teil der Menschen der Meinung, daß trotz aller Schattenseiten das Leben in der DDR menschlicher war. Es hätte mehr Kollegialität, Zusammenhalt im Freundes- und Bekanntenkreis, Hilfe in der Nach-

barschaft gegeben – so lautet das, wenn nicht allgemeine, so doch weit verbreitete Urteil.

Und wie alle Legenden hat auch diese einen durchaus rationalen Kern. Die DDR war tatsächlich das Land der Freundschaften, der Freunde, der Arbeitskollegen; Bekannte und Verwandte gehörten zu den Überlebensstrategien der DDR. Da das Leben insgesamt immobil, abgeschottet, statischer war, blieben auch Freundes- und Bekanntenkreise über Jahre hinweg stabil. Gegenseitige Hilfe war ein Gebot des Alltags. Um zum Anfangsbeispiel zurückzukommen: Der eine stand beim Bäcker an, der andere stellte sich beim Fleischer an, der dritte ging schon mal zum Gemüseladen, und selbst beim Besuch der Kaufhalle ging man möglicherweise mit mehreren Kindern diese Aktion an – einer stellte sich schon mal an der Kasse an, der nächste ging zum Fleischstand, der dritte zum Käsestand usw. So war denn der Alltag voller Gemeinschaftserlebnisse, voller Erfolgserlebnisse und Abenteuer, denn letztendlich war auch der Erwerb der 50 Schrippen für das Wochenende ein kleines Abenteuer, ein kleiner gemeinschaftlicher Erfolg, und so ist ein Gemeinschaftsbewußtsein entstanden. Als schließlich die DDR verschwand, wurde die DDR-Identität geboren. Als analog dem Ende des planwirtschaftlich bedingten Mangels an Backwaren die Schlangen vor den Bäckerläden usw. verschwanden, wurde die Ostschrippe geboren; sie wurde zum Symbol der untergegangenen DDR-Gesellschaft. (Beifall)

Vorsitzender Siegfried Vergin: Vielen Dank, Herr Dr. Wolle, für diesen locker machenden Vortrag. Herr Prof. Dr. Burrichter hat jetzt die Aufgabe, uns durch ein Podiumsgespräch zu führen mit Frau Prof. Dr. Hanna Haack, Prof. Dr. Wolf Krötke, Ehrhart Neubert, Prof. Dr. Schlosser und Herrn Wolfgang Templin.

Pause bis 14.40 Uhr

Gesprächsleiter Prof. Dr. Clemens Burrichter: Meine Damen und Herren, ich möchte die abschließende Sitzung eröffnen und darf noch einmal auf Grund der Diskussionsbeiträge im ersten Teil dieser Runde, in der mit Recht darauf hingewiesen wurde, daß es nicht *die* DDR-Identität gebe, darauf hinweisen, daß das Programm dieser Anhörung lautet: „Identitäten in der DDR.“ Wir sind natürlich davon ausgegangen, daß es nicht *die* DDR-Identität gab, man sollte das dann entsprechend auch zur Kenntnis nehmen.

Im Unterschied zu den bisherigen Moderatoren erlaube ich mir doch, zu Beginn noch einiges Inhaltliche zu sagen, auch wenn die Zeit knapp ist. Ich verzichte dabei auf eine ausführliche Vorstellung der Damen und Herren hier im Podium. Ich darf nur kurz vorstellen Frau Prof. Hanna Haack aus Rostock, Herrn Prof. Dr. Wolf Krötke von der Humboldt-Universität zu Berlin, Herrn Ehrhart Neubert aus Berlin – ich glaube, ich brauche ihn sowieso nicht vorzustellen, da er durch seine Tätigkeit hinreichend bekannt ist. Prof. Horst Dieter Schlosser ist Professor für deutsche Philologie und arbeitet seit 1980 regelmäßig an Forschungsprojekten zur deutschen Sprache in Ost und West, und